

James Joyce und Oliver St. John Gogarty über die National Library of Ireland

Von Rainer Pörzgen

„Urban, sie zu trösten, schnurrte der Quäker-Bibliothekar: – Aber wir haben dann ja, nicht wahr, die unschätzbaren Seiten des Wilhelm Meister.“

So beginnt das neunte Kapitel des *Ulysses* von James Joyce, das im Roman eine zentrale Stellung einnimmt. Den Quäker-Bibliothekar gab es wirklich: Er hieß Thomas W. Lyster und leitete von 1895 an als Direktor die National Library of Ireland. Er war zugleich ein ausgewiesener Goethe-Kenner, hatte die Goethe-Biografie von

Heinrich Düntzer ins Englische übersetzt, außerdem war er Herausgeber der Anthologie *English Poems for Young Students*, die auch Joyce benutzte. In dessen Dienstzimmer lässt er ein fiktives Treffen von Stephen Dedalus mit Bibliothekaren und Schriftstellern stattfinden. Neben Lyster sind das sein Stellvertreter und späterer Nachfolger Richard Best, der Assistant Librarian William Kirkpatrick Magee, der unter dem Pseudonym John Eglinton Essays veröffentlichte, sowie der Dichter und Maler George William Russell mit dem Künstlernamen AE. Wie sie ihre Einbindung in diese Episode aufgenommen haben, ist nur von einem bekannt – Richard Best soll später einen Fernsehmann der BBC angeherrscht haben: „Was läßt Sie vermuten, gerade ich hätte eine Beziehung zu diesem Joyce?“, um dann, darauf angesprochen, dass er immerhin eine Figur des *Ulysses* sei, hinzuzufügen: „Ich bin keine Romanfigur. Ich bin ein lebender Mensch.“

Der Raum, in dem sich die Männer treffen, ist erst dann als Bibliothek zu erkennen, als Stephen Dedalus und Buck Mulligan sie wieder verlassen. Der Weg hinaus führt zunächst durch den Lesesaal, dann müssen sie ein Drehkreuz passieren, gelangen in eine „besülte maurische Halle“ und durchschreiten schließlich den „Portikus“, die Vorhalle, in der sich die Leser sporadisch trafen, um zu tun, was man drinnen nicht durfte: sich zu unterhalten und zu rauchen.

Des Lesesaals der Nationalbibliothek ist James Joyce selbst einmal verwiesen worden. Er traf dort seinen Freund Byrne, den Cranly seiner Romane, beim Lesen des Buches *A Treatise on the Diseases of the Ox* von J. H. Steel an, was bei ihm einen solchen Lachanfall auslöste, dass der Library Attendant ihn zu gehen aufforderte. Im *Porträt des Künstlers als junger Mann* liest sich das so:



„Cranly saß drüben bei den Diktionären. Ein dickes Buch, dessen Titelseite aufgeschlagen war, lag vor ihm auf der Holzstütze. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und neigte wie ein Beichtiger sein Ohr dem Gesicht eines Medizinstudenten, der ihm aus der Schachseite einer Zeitung eine Aufgabe vorlas. Stephen setzte sich rechts von ihm hin und der Priester an der anderen Seite des Tisches klappte seine Nummer des *Tablet* mit einem zornigen Knall zu und stand auf.

Cranly sah ihm milde und abwesend hinterdrein. Der Medizinstudent fuhr leiser fort: Königsbauer zwei Schritt vor.

Wir gehen lieber, Dixon, sagte Stephen warnend. Der ist sich beschweren gegangen.

Dixon faltete die Zeitung zusammen, erhob sich mit Würde und sagte: Unsere Männer retirierten in geordneten Reihen.

Mit Kanonen und Rinderbestand, fügte Stephen hinzu und zeigte auf die Titelseite von Cranlys Buch, auf der Krankheiten des Rindes stand.“

Über die Arbeit der Bibliothekare erfährt der Leser wenig. Zunächst wird der Direktor der Bibliothek als gebildeter Diskussionsteilnehmer eingeführt. Umso erstaunlicher ist es dann, dass er selbst mehrmals herausgerufen wird, nicht etwa sein Stellvertreter oder der Assistant Librarian, zuletzt, um dem Anzeigenakquisiteur Leopold Bloom ältere Zeitungsausgaben zugänglich zu machen:



Blick in den Lesesaal der National Library of Ireland zu Beginn des 20. Jahrhunderts

„Da ist ein Herr draußen, Sir, sagte der Diener, indem er näherkam und eine Karte überreichte. Vom Freeman. Er möchte gern das Kilkenny People einsehen, die Bände vom letzten Jahr.

Gewiß, gewiß, gewiß. Ist der Herr ... ?

Er nahm die eifrige Karte, warf einen Blick darauf, sah nicht, legte nieder, unbesehen, blickte, fragte, knarrte, fragte: Ist er ... ? Ah, da!

In flotter Galliarde war er auf und hinaus. Im taglichten Flur sprach er mit redseligem Eifer, ganz Pflichterfüllung, höchst artig, höchst freundlich, höchst ehrenwerter Quäkerhut.“

James Joyce scheint mit den Arbeitsabläufen und Zuständigkeiten in der Bibliothek nicht vertraut gewesen zu sein, sonst hätte er nicht den Direktor persönlich Blooms einfache Anfrage beantworten lassen. Vermutlich orientierte der Autor sich weniger an den Gepflogenheiten der Bibliothek als an der erzählerischen Notwendigkeit.

Der Roman *Ulysses* schildert den Verlauf des 16. Juni 1904 zweier Dubliner, des jungen Intellektuellen und Schriftstellers Stephen Dedalus und des schon in die Jahre gekommenen Anzeigenakquisiteurs Leopold Bloom, vom Frühstück bis in die späte Nacht. Beide beginnen den Tag weit voneinander entfernt und kommen sich von Kapitel zu Kapitel immer näher, bis sie am späteren Abend aufeinandertreffen, man

„Eine Nationalbibliothek zu leiten, ist eine anstrengende Arbeit.“

kann sagen: sich finden. Dass der Direktor aus der Diskussionsrunde mit Dedalus herausgerufen wird, um Bloom zu helfen, deutet bereits auf diese Annäherung der beiden hin.

Für die Romanfigur Buck Mulligan, neben Stephen Dedalus sozusagen der einzige erfundene Teilnehmer der Diskussion in dieser Episode, gab es ein Vorbild: Oliver St. John Gogarty, 1878 in Dublin geboren, gestorben 1957 in New York. Als Protestant unterstützte er den Kompromiss, der unter Ausschluss der sechs Provinzen im Nordosten der Insel zur Gründung des irischen Freistaates führte. Damit brachte er radikale Nationalisten gegen sich auf. Eine Anekdote berichtet, dass Gogarty 1922 als Abgeordneter des irischen Parlaments von der IRA gefangengenommen wurde und als Verräter erschossen werden sollte, sich aber als trainierter Sportler der Hinrichtung entziehen konnte, indem er den Bewachern seinen Pelzmantel überwarf und sich durch einen kühnen Sprung in die Liffey rettete. Aus Dankbarkeit ließ er später ein Paar Schwäne auf dem Fluss frei, wessen er wiederum in dem Gedicht „An Offering of Swans“ gedachte.

Sein nicht allzu umfangreiches schriftstellerisches Werk umfasst Prosatexte und Gedichte, darunter zahlreiche Spott- und zotige Lieder.

Sein Buch *As I Was Going Down Sackville Street* erschien 1937 in London. In diesem autobiografisch gefärbten Bericht wirft Gogarty ebenfalls einen Blick in die National Library of Ireland und auf ihren Bibliotheksdirektor. Der Erzähler betritt mit seinem Begleiter die Bibliothek, die gleich atmosphärisch erfahrbar wird:

„Der große Lesesaal war fast leer. Zwei Medizinerinnen hatten ihre blonden Köpfe zusammengesteckt und studierten Grays Anatomie; sie bebten vor unterdrückter Heiterkeit. Ihnen gegenüber saß, umgeben von kleinen Würfeln, auf die in großen Buchstaben RUHE gedruckt war, ein Geistlicher mit einem feuerroten, cherubinischen Gesicht. Von Zeit zu Zeit, in regelmäßigen, dem höchsten Druck und der stärksten vom Zorn auf seinem Gesicht erzeugten Rötung entsprechenden Abständen zischte er ein ‚Pst!‘ hervor wie entweichenden Dampf. [...] Eine rotnasige kleine Ratte von einem Mann mit rußigen Augen, der einen langen, verschossenen Überzieher

Lyrik

für jeden Tag, jede Woche, jeden Monat –

als Hemd, Weste und Jacke trug und sich gerade gesetzt hatte, blickte auf und echote „Pst!“

Noch bevor der Erzähler und sein Begleiter die Bibliothek wieder verlassen können, werden sie von dem auch hier namentlich genannten Thomas W. Lyster zu einem Gespräch in sein Büro gebeten, das allerdings zu einem Monolog gerät. Der Bibliotheksleiter behauptet darin, die Studenten seien „führungslos“ in ihrer Lektüre, weshalb er seine Aufgabe darin sehe, ihnen Orientierung zu geben: Einem Maschinenbaustudent empfiehlt er statt Stotts Buch über Belastung und Druck „dieses sehr passende Gedicht von Kipling. Nach seiner Lektüre, – davon bin ich fest überzeugt – werden Sie keine Zeit und keine Lust mehr haben, sich nur für Druck zu interessieren. [...] Welches Buch über Maschinenbau könnte uns dieselbe Befriedigung geben?“ Und einem angehenden Arzt schlägt er anstelle aktueller medizinischer Fachbücher die Werke des Paracelsus vor, um „ihn von der phantasielosen Seite seiner medizinischen Arbeit abzuwenden und ihn in die höheren Bereiche und romantischen Gefilde dieses großen und edlen Berufes einzuführen“.

Ob er nun „kleinen uniformierten Studenten, die Bankangestellte werden wollen“, die Lyrik Robert Brownings oder einem suspendierten Priester eine Sammlung von Ketzerschriften nahelegt, es scheint schwierig zu sein, in dieser Bibliothek ein gewünschtes Buch zu bekommen. Während Joyce die bibliothekarische Arbeit aus sozusagen erzähltechnischer Notwendigkeit der Erzählung unterwirft, geht es Gogarty darum, in der Figur Lysters einen skurrilen Dubliner Typ darzustellen. Außerdem würdigt und persifliert er ihn zugleich als Herausgeber der erwähnten Anthologie *English Poetry for Young Students*, indem er ihn Studenten auf der Suche nach Fachliteratur Lyrik empfehlen lässt.

Lakonisch und ein wenig abrupt beendet der Erzähler die Szene im Arbeitszimmer des Bibliotheksdirektors mit dem kurzen Satz: „Schließlich entkamen wir.“ //

Zum Weiterlesen:

James Joyce, **Ulysses**. Roman. Übersetzt von Hans Wollschläger. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2006. 987 Seiten, 12,50 Euro

James Joyce, **Ein Porträt des Künstlers als junger Mann**. Übersetzt von Klaus Reichert. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1998. 284 Seiten, 15,80 Euro

Oliver Gogarty, **As I Was Going Down Sackville Street. Eine Phantasie in Tatsachen**. Übersetzt von Gerhard Edler. Merlin Verlag, Gifkendorf 1996. 448 Seiten, 16,40 Euro

Rainer Pörzgen, Jahrgang 1947, lebt als Bibliothekar und Kursleiter der VHS in Lüneburg. Zur Zeit arbeitet er an einer Abhandlung über Weinlieferungen an J. W. von Goethe aus Lüneburg.

Mit H. C. Artmann beginnt das neue Jahr („Ich bin die liebe Mumie/ und aus Ägypten kumm i e“ ...), mit Peter Rosei endet es („Eine Welt sagt: Da! und/ eine andre: da! – Jetzt/ – nichts mehr, nein, nur/ köstlich Schweigen hör ich.“), und dazwischen stehen 363 weitere Gedichte. Zum vierten Mal hat Michael Braun eine bemerkenswerte Auswahl aus der deutschsprachigen Lyrik vor allem des 20. Jahrhunderts getroffen und jedes einzelne Fundstück auf der Rückseite kurz kommentiert, so dass es zum Abreißen fast zu schade ist. Vermutlich bewahren die echten Fans dieses Lyrikkalenders ihn ohnehin als Anthologie auf und hören zudem täglich das passende Gedicht im Deutschlandfunk. (*Für jeden Tag ein Gedicht*. Verlag das Wunderhorn, 24,80 Euro)

